Ulrich Sprenger

Die Frau im Hintergrund

Dr. Hedwig Stadtmann-Averfeld, geboren 1895,
von 1923 bis 1930 Lehrerin am Oberlyceum in Recklinghausen,
von 1929 bis 1971 Ehefrau von Dr. Josef Sprenger, im Jahre 1925

„Geboren wurde ich, Hedwig Stadtmann-Averfeld, am 4. Juni 1895 zu Everswinkel (Kreis Warendorf) als Tochter des Gutsbesitzers Josef Stadtmann-Averfeld und dessen Gattin Josefine, geborene Püning. Ich bin katholischen Bekenntnisses und preussischer Staatsangehörigkeit. Ich besuchte 8 Jahre die Volksschule meiner Heimat, dann die 3., 2. und 1. Klasse des Lyceums in Köln-Ehrenfeld und darauf das Oberlyceum in Köln-Ehrenfeld und Oberhausen. Ostern 1915 machte ich meine wissenschaftliche Prüfung am Oberlyceum in Oberhausen, Ostern 1916 die Lehramtsprüfung in Oberhausen, Ostern 1917 das Abitur in Münster. Ich widmete mich dann dem Studium der Naturwissenschaften und der Mathematik an den Universitäten München, Göttingen und Münster. Am 15. Juli 1921 bestand ich die mündliche Doktorprüfung und im Herbst 1922 das Staatsexamen.“

Dies ist der „Lebenslauf“, den meine Mutter 1921 ihrer Dissertation «Beiträge zur Kenntnis der Stechmücken-Larven» vorangestellt hatte.

Sie war das typische „katholische Mädchen vom Lande“, aber 70 Jahre bevor es

üblich wurde, mit diesem Begriff den 1964 ausgerufenen Bildungsnotstand zu illustrieren. Geboren wurde sie 1895, als das dritte von fünf Kindern, auf einem Bauernhof bei Everswinkel, Kreis Warendorf, 25 Kilometer östlich von Münster.

Der Hof, mit Namen „Averfeld“, war kein sehr großer Hof. Wenn sie ihren Vater als „Gutsbesitzer“ bezeichnete, dann, weil das damals dort so üblich war. An Grund und Boden umfasste der Hof 180 „Morgen“. Das sind 45 Hektar, zu etwa gleichen Teilen Äcker, Weiden und Wald, ein Boden von der leichteren Sorte, kein Weizenboden, doch gut für den Anbau von Kartoffeln. Das brachte mit der Ausbreitung des Ruhrgebietes etwas höhere Einkünfte.

Ihr Großvater, Johann Stadtmann (1810 - 1887), hatte auf diesen Hof „eingeheiratet“. So kam sie an den Namen „Stadtmann“. Ihre Mutter (1855 - 1912) hatte auf dem Hofe ihrer Eltern erlebt, wie es ist, wenn nachgeborene Bauernsöhne, da sie keine Familie gründen konnten, bis ins hohe Alter im Hause blieben und als „Chnadderige Öhms“ den Winter über am Herdfeuer hockten. Das wollte sie sich und ihren Kindern ersparen.

Bernhard, den ersten, 1891 geborenen Sohn, schickten die Eltern daher mit 14 Jahren auf eine „Präparandie“. So hießen damals die Vorstufen der „Lehrerbildungs-Anstalten“. Auf diesem Wege konnten Volksschulabsolventen innerhalb von sechs Jahren das Lehren wie ein Handwerk lernen.

Carl, den zweiten, 1892 geborenen Sohn, schickten sie auf mehrere Internate, bis er 1912 sein Abitur hatte und dann bei den „Gardekürassieren“ Soldat wurde. Das waren Einheiten der schweren Reiterei, deren Brustpanzer, „Kürass“ genannt, Säbelhiebe und Lanzenstiche abzuhalten vermochte.

Hedwig, unsere 1895 geborene Mutter, besuchte wie ihre Geschwister zunächst die einklassige Volksschule der Bauerschaft (20 bis 30 Kinder aller Jahrgänge!). Auf Anraten einer verwandten Ordensschwester schickten die Eltern sie mit 14 Jahren nach Köln-Ehrenfeld auf ein von Schulschwestern betreutes Internat, welches den Besuch eines Lyceums und eines Oberlyceums möglich machte. (Mädchenbildung war bis zum 1. Weltkrieg vor allem ein Anliegen der Kirchen, gegen den erklärten Willen der weltlichen Patricharchen!) Als sie 1910 nach Köln kam, konnte sie nicht „nach der Schrift sprechen“. Im ersten Winter hatte sie an der Handkante vom Frost eine Aufberstung der Haut. „Ick häw da ne Bürsse!“ klagte sie und war untröstlich, als niemand sie verstand.

Maria, die jüngere 1897 geborene Schwester, heiratete auf einen Bauernhof und hatte sieben Kinder.

Felix, das jüngste, 1898 geborene Kind, war nach den Erzählungen seiner Geschwister ein liebenswürdiger und geweckter Junge. Er sollte den Hof erben.

Es muss in den Jahren zwischen 1909 und 1912 gewesen sein. Ihr Vater war gerade beim Holzhacken. Da kam der Briefträger mit der Post zu ihm in den Schuppen. „Se hebbt en Lock inne Büx!“ sagte er mit der im Münsterland üblichen schlichten Direktheit. Der Vater gab mit gleicher Direktheit zurück: „Da kucken drei studierende Blagen raus!“ - Weil in die Zukunft der Kinder investiert wurde, ging es also schon in jener Generation nicht sonderlich üppig her.

Als Felix, der Jüngste, noch während seiner Schulzeit an Diphterie starb, musste Bernhard, trotz fortgeschrittener Studien, den Hof übernehmen. Er blieb zeitlebens das, was man im Münsterland einen „latinschken Buer“ nennt. Darum genoss er es später, wenn in allen Sommerferien seine „studierte Verwandtschaft“ auf den Hof kam, der zur Freude unserer Mutter für uns Kinder zu einer zweiten Heimat wurde. Sie half dann im Haus, der Vater half bei der Ernte.

Zurück zu ihrem Bildungsgang: Sie besuchte also ab 1910 das Lyceum in Köln-

Ehrenfeld, danach die Oberlyceen in Köln-Ehrenfeld und Oberhausen. Lyceum hießen damals die Vorformen der heutigen Mädchengymnasien. Aber sie führten noch nicht bis zum Abitur. Das gab es nur für die Jungen, an den nur ihnen vorbehaltenen Gymnasien. Anschließend an das Lyceum konnten Mädchen, die Lehrerin werden wollten, am Oberlyceum zunächst die wissenschaftlichen Grund-lagen und dann die aus der Praxis gewonnenen Methoden des Lehrens erlernen.

Im letzten Jahrhundert war diese praxis-orientierte Ausbildung der Lehrerinnen und Lehrer von Hauptschulen und Realschulen übrigens noch bis in die frühen 70er Jahre an den Pädagogischen Akademien bzw. Pädagogischen Hochschulen üblich. Deren Dozenten hatten stets längere Erfahrung mit dem Unterricht an den Schulformen, für die sie ausbildeten. In fast allen Ländern der Bundesrepublik wurden diese „Lehrerbildungs-Anstalten“ ab 1970 leider im Zuge der damals aufkommenden Egalisierungs-Bestrebungen in die Universitäten integriert.

Durch diese Kahlschlag-Reformen sind viele bewährte Methoden und Konzepte - insbesondere die Hauptschule und die Grundschule betreffend - unwiederbringlich verloren gegangen. Das gehört bei einem solchen Rückblick in Erinnerung gebracht. Die Absolventinnen der Oberlyceen durften sich nach einer Lehramtsprüfung „Oberlehrerinnen“, später „Oberschullehrerinnen“ nennen und an Lyceen unterrichten. Erst wenn sie noch zwei weitere Jahre studiert und dann Zusatzprüfungen in Mathematik und Latein abgelegt hatten, erwarben sie die Allgemeine Hochschulreife, das Abitur. Die Jungen konnten das Abitur auf direktem Wege gleich am Ende ihrer Gymnasialzeit erlangen (vgl. Barbara Burghardt: „Die Ursprünge des Marie-Curie-Gymnasiums“, Recklinghausen 2003, S. 82).

In München, im Sommer 1917, in ihrem 1. Semester, kam unsere Mutter in Kontakt mit der „Jugendbewegung“. Angestoßen unter anderem durch die „Wandervogel“-Bewegung hatten die vielen Gruppen dieser neueren Bewegung eine Tendenz, sich vom Gewohnten, Vorgegebenen zu emanzipieren und „neue Wege“ zu gehen. Beim großen Treffen auf dem Hohen Meißner - einem Aufbruchs-Ereignis von Woodstock-Format - hatten die verschiedenen Gruppierungen sich im Oktober 1913 bei der Suche nach einer gemeinsamen Programmatik auf die drei Prinzipien „Freiheit, Wahrhaftigkeit und Selbstverantwortung“ geeinigt. Die Studentinnengruppe, der unsere Mutter sich 1917 in München anschloss, nannte sich „Klabaster-Verein“ und war, dem entsprechend, oft auf Wanderfahrten unterwegs. Viele aus dieser Gruppe trafen sich in Münster wieder; davon später.

In Göttingen besuchte sie im Winter 1917/18 eine Vorlesung, in der sie die einzige Studentin war. Der Professor nahm sie absichtlich nicht zur Kenntnis und begann seine Vorlesung jeden Morgen mit: „Meine Herren! Sehr verehrte Kommilitonen!“ Die Studenten, durchweg junge Männer, die ihrer Verwundungen wegen nicht mehr Soldat zu sein brauchten, protestierten gegen diese Altertümelei mit einer probaten Methode: Sie legten ihre sechskantigen Bleistifte auf den Boden und produzierten durch Rubbeln mit den Schuhsohlen noch vor der Begrüßung eine Infra-Schall-Vibration von mittlerer Dauer. Ab da begann der Professor die Vorlesung mit dem Gruß: „Meine Dame! Meine Herren! Sehr verehrte Kommilitonin! Sehr verehrte Kommilitonen!“ - Flower-Power 1918.

Nach den Semestern in München und Göttingen war unsere Mutter zum Abschluss ihrer Studien 1918 nach Münster gekommen. Im Spätjahr 1918 begann dort ihr Bruder Carl das Studium der Medizin. Bei seiner Studentenverbindung war sie eine Zeit lang „Coleur-Dame“. Sie gehörte also zu jenem Kreis junger Frauen, die von dieser Verbindung regelmäßig zu Festveranstaltungen und Tanzabenden eingeladen wurden. Wie einige andere Mit-Studentinnen auch fand sie auf längere Sicht kein Genügen an dieser mehr dekorativen Freizeitgestaltung. Daher gründete

sie mit etwa 20 Studentinnen 1919 eine Damen-Verbindung, die sie „Mimigerneford“ nannten. Das war ein alter Name für Münster.

Die Sache mit der Gleichberechtigung nahmen diese Frauen sehr ernst. In langen Stiefeln und weißen Hosen, mit Jacke, Schärpe und bunten Mützen veranstalteten sie ihre Kommerse. Wie auch in den Studenten-Verbindungen wurden durch je drei Schläge mit einem langen Säbel die Kommandos für die einzelnen Phasen der Sitzungen angekündigt: „Silentium!“ - „Silentium ex /Colloquium!“- „Colloquium ex/ Silentium!“. Später bekannte sie, nicht ohne Stolz: „Einmal, da hab ich ne Plempe krumm geschlagen!“ und dann - leicht amüsiert: „Den Salamander, den haben wir mit Buttermilch gerieben!“ (Der „Salamander“ ist eine in Studentenverbindungen übliche, uralte, geräuschreiche Liturgie geselligen Bier-Trinkens, mit festen Riten und Formeln.) Etliche der Damen von „Mimigerneford“ habe ich kennengelernt: eine war Oberschulrätin, eine Chef-Chemikerin, eine Oberstudiendirektorin, eine Ärztin.

Am Zoologischen Institut der Universität Münster spezialisierte unsere Mutter sich auf die Untersuchung der Larven von vier Mückenarten. Bei ihren Untersuchungen entdeckte sie, was wohl nur eine Bauerntochter entdecken konnte: Mückenlarven haben wie Hühner-Küken einen Ei-Zahn, mit dem sie sich aus der Schale des Eies befreien. Zunächst wurde sie von ihrem Professor wegen dieser Entdeckung verspottet, später war diese Entdeckung ein Teil ihrer Doktorarbeit. Sie hat als erste die Funktion dieses Eizahns erklärt und beschrieben: „Wenn die Larve ihren Kopf im Ei um die Längsachse dreht, so fährt der Zahn gleich einem Stift an der Innenseite der Schale entlang und bewirkt das glatte Abspringen der Kappe.“ Im Herbst 1922 machte sie in Münster im Anschluss an ihre Promotion das Pädagogische Staatsexamen für die Fächer Biologie und Mathematik.

Ostern 1923 kam sie als Studienassessorin an das „Oberlyceum“ in Recklinghausen. Dort war sie damals eine der wenigen Lehrerinnen, die ein Universitätsstudium absolviert hatten. 1927 wurde sie zur Studienrätin ernannt. Mit zwei Kolleginnen bezog sie zwei Wohnungen im 1. Obergeschoss eines Wohnblocks, der vom „Beamten-Wohnungsverein“ errichtet worden war. Die Trennwand der beiden Wohnungen hatten sie beseitigen lassen. Eine Wohngemeinschaft von Lehrerinnen war zu der Zeit etwas Ungewöhnliches.

Unser Vater wurde 1888 geboren, als viertes der sieben Kinder einer Lehrerfamilie im Sauerland, in Hagen-Allendorf an der Sorpe. Er hatte 1913 mit einer in Latein gehaltenen Arbeit über Quintilian promoviert und bereits 1914 sein Assessor-Examen gemacht. Wegen eines Herzfehlers wurde er nicht Soldat.

Die niederdrückende Erfahrung von Vergeblichkeit, die viele seiner Altersgenossen anfällig gemacht hat für die Ideen einer nationalen Erneuerung, ist ihm erspart geblieben. Es gab auch damals schon zeitweilig zu viele Lehrer. Lange Jahre fristete er sein Dasein mit schmalen Teilzeitverträgen an Gymnasien in Warburg, Unna und Paderborn. Erst am 01.10.1927 erhielt er eine feste Anstellung, als Studienrat am Gymnasium Petrinum in Recklinghausen. Auch er hatte sich - trotz mancher Angebote - bis dahin noch nicht verheiratet.

1927 lernten sie sich kennen. Und 1929 heirateten sie, mit dem festen Willen, eine Familie zu gründen. Sie wäre gerne Lehrerin geblieben, denn sie liebte ihren Beruf und war bei ihren Schülerinnen beliebt. Wir kennen einige 90jährige ehemalige Schülerinnen von ihr, die sich noch heute gern an ihren Unterricht und ihre freundliche Art des Umgangs erinnern.

Bis zum Jahre 1952 musste eine Beamtin, wenn sie heiratete und ihr Mann eine ausreichende Altersversorgung garantierte, ihren Beruf aufgeben. Daraus entstand der „Zwangszölibat der Lehrerinnen“. Und darum hießen sie damals alle „Fräulein“.

1931 kam ich zur Welt, 1932 unser 1994 verstorbener Bruder Burkhard, der wie ich ebenfalls Lehrer wurde. Er gehörte zu jenen Leuten, die 1978 in NRW die Einführung der Einheitsschule verhindert haben. Im Mai 1935 wurde unser Bruder Peter geboren. Da war unsere Mutter fast 40 Jahre alt. Er wurde Arzt.

Die Sorgfalt des Rückblicks gebietet es, Folgendes nicht unerwähnt zu lassen: Im Nachlass unserer Mutter fanden wir zwei Bände des Jesuiten Hermann Muckermann zu dem Thema „Kind und Volk“, herausgegeben 1924 im Verlag Herder Freiburg, 28. bis 38. Tausend. Überlegungen zu Bevölkerungspolitik und Eugenik aus dem Katholischen Milieu !?? Dass solche Überlegungen - wie so vieles andere - von den Vordenkern des Nationalsozialismus kolonisiert wurden, hatte zur Folge, dass sie zu einem Tabu-Thema wurden. Manches von dem, was jener Jesuit vortrug, ist überholt, manches nicht unproblematisch. Dazwischen gibt es aber auch adäquate Überlegungen zur Bevölkerungs-Politik, zur Wohnbau-Politik und zur Familien-Politik - bis hinein in den privaten Bereich. Einige Formulierungen als Probe: „Die Keimbahn als Trägerin des Erbschatzes“ - „Kriterien einer guten Wahl“ - „Erziehung zur Wahlbereitschaft“.

Als Biologin wohl wissend, dass die Eugenik ein ebenso weites wie heikles Feld ist, brachte sie, die Bauerntochter, in ihrer praktischen Art ihre diesbezüglichen konkreteren Besorgtheiten auf die kurze Formel: „Kuckt euch eine potentielle Schwiegermutter genau und rechtzeitig an!“

Im Frühjahr 1933 hoffte sie, wie andere auch, dass mit der von Hitler ausgerufenen Einigkeit des Volkes Ruhe und Wohlstand ins Land kämen. Bereits im Herbst schrieb sie dann in ein Tagebuch, das sie für uns Kinder angelegt hatte, angesichts des Vergnügens, das wir an den damals üblichen Aufmärschen hatten: „Ihr ahnt nicht, was es bedeutet, dass heute, am 14. Oktober 1933, Deutschland aus dem Völkerbund ausgetreten ist. Gott gebe, dass die Zeiten ruhig bleiben!“

Im Frühsommer 1934 ließen sich viele Beamte bewegen, der NSDAP beizutreten.

Unser Vater war geneigt, sich dieser Welle anzuschließen. Unsere Mutter aber stand noch ganz unter dem Eindruck des widerlich offensiven antisemitischen Marschliedes einer SA-Kolonne, das sie kurz zuvor bei einem Besuch in Paderborn hatte anhören müssen. Das Ergebnis von ihrer beider Beratung war, dass sie sagte: „Wer so etwas singt, mit denen tun wir's nicht!“ Dabei blieb es.

Diese Entscheidung hatte Folgen für den Alltag in der Schule. Als Lehrer war unser Vater streng. Er hatte keine Disziplin-Probleme. Seine gelegentlichen Kraftmeiereien wurden nur in seiner Abwesenheit belacht. Er wusste das, er wusste auch um die allfälligen Übertreibungen und quittierte sie mit der Bemerkung: „Nach Abzug der Feinde mehrt sich die Zahl der Helden!“ Aber er war ab jetzt angreifbar, denn er war nicht in der Partei. Das forderte die Fanatiker heraus. Ein Hitlerjugendführer hängte ihm - zum Entsetzen unserer Mutter - den Hetz-Namen „Iwan, der Schreckliche“ an. Es war derselbe Schüler - unsere Eltern kannten ihn mit Namen -, der seinen Kameraden Vorwürfe machte, wenn sie in der Pause mit jüdischen Mitschülern spielten.

Ab 1938 machten es sich unsere Eltern zur Gewohnheit, politische Angelegenheiten bei Tisch nur auf Französisch zu besprechen. So konnte niemand uns Kinder aushorchen. Am 1. September 1939 stürzte sie morgens früh weinend zu uns Jungen ins Schlafzimmer und rief: „Es ist Krieg!“

Der Bruder unseres Vaters wurde 1940 Vormund über einen 14-jährigen Kriegs-Vollwaisen. Die Stiefmutter dieses Jungen, der nicht mit uns verwandt war, wollte ihn wegen der hohen Beanspruchung durch ihre eigenen Kinder auf eine NAPOLA, eine „Nationalpolitische Erziehungs-Anstalt“, schicken. Als unsere Mutter das hörte, sagte sie ohne langes Zögern: „Bevor die Nazis den kriegen, nehme ich ihn ins Haus.“ So hatte unser Vater auf einmal vier Söhne. Ich war damals gerade neun Jahre alt. Ein fremder Junge, der schon durch mehrere Waisenhäuser gegangen war, das barg bei diesem Altersunterschied einige Risiken, aber es ging gut. Er war wie sein im September 1939 gefallener Vater Naturwissenschaftler und Techniker - und konnte gut erklären. Ich habe viel von ihm gelernt. 1943 wurde er Luftwaffenhelfer und 1944 wurde er Soldat. Er hing sehr an unserer Mutter und kam nach Krieg und kurzer Gefangenschaft zu uns ins Haus zurück. Er wurde wie sein Vater Diplom-Ingenieur.

Irgendwann im Sommer 1941 gingen meine Mutter und ich eines Abends zur Stadt. Ich lief ein Stück voraus, sie war hinter mir. Einen Nachbarn, der vor seinem Haus stand, grüßte ich mit einem freundlichen „Guten Abend!“ Er korrigierte und tadelte mich, indem er sagte: „Heil Hitler! heißt das, mein Junge!“, aber so laut, dass meine Mutter es hören konnte. Noch am selben Abend übte sie mit uns dreien den Hitler-Gruß: die Handfläche horizontal am ausgestreckten rechten Arm, und immer in Augenbrauenhöhe.

Wegen der vielen Bombenangriffe wurde unsere Schule im Herbst 1943 im Rahmen der „Kinderlandverschickung“ (KLV) in eine ruhigere Region verlegt. Die beiden älteren Söhne gingen mit dem Vater ins KLV-Lager des Petrinums nach Bayern, der Jüngste kam auf den Hof in Everswinkel und wurde dort vom Onkel wie ein Enkel behandelt. Die Mutter hütete in Recklinghausen das Haus, ihrer beider Lebenswerk, allein und ohne weitere Mitbewohner. Am 29. Juli 1945, dem Hochzeitstag unserer Eltern, kehrten wir aus der KLV zurück.

Die Zeit in der KLV hat unseren Vater bis an die Grenzen seiner Belastbarkeit strapaziert. Ihm fehlte der „vertraute, angetraute Hintergrund“. Er war wieder allein, allein mit der Verantwortung für die mehr als 50 Schüler der Klassen 5 und 7, belastet durch die Querelen mit der herrischen Gasthofbesitzerin. Er war nicht in der Partei und war trotzdem zum verantwortlichen Lagerleiter ernannt worden. Der an-

dere, dem Lager zugewiesene Kollege war ein eifriger Parteigenosse und glaubte auch im Spätjahr 1944 noch an den „Endsieg“. Mein Vater wusste nicht genau, was er an ihm hatte. Noch vor Kriegsende zeigte sich aber, dass jener Kollege den „Codex kollegialer Selbstverständlichkeiten“ nie verletzt hat.

Wir hatten bei unserem Vater in den zwei Jahren der KLV Deutsch und Griechisch. Meine stärkste Erinnerung an jene Zeit ist, dass er sich - was in diesem Umfeld höchst ungewöhnlich war - aller politischen Kommentare enthielt (auch uns gegenüber) - und dass er mit Goebbels-Reden die Zeichensetzung geübt und getestet hat, was eine anhaltende Ablehnung dieser Diktion bewirkte.

Während der letzten Kriegsjahre - bei Abwesenheit der meisten Männer - 10 Millionen waren Soldat - entstanden überall sehr effektive Frauen-Netzwerke, die den Krieg überdauerten. An deren Entwicklung und an deren Erhalt hat sich unsere Mutter in Recklinghausen mit einem hohen Einsatz an Kraft und Zeit beteiligt: in den Frauengemeinschaften der Pfarrei, im Katholischen Frauenbund und durch zahlreiche persönliche Verbindungen. Es wurde in diesen Jahren viel geholfen, viel getauscht, viel weitergereicht und viel zugehört. Sie trafen sich oft, vor allem nachts, im „Stollen“. Das waren von Bergleuten in die Erde getriebene Schutzraum-Systeme. Sobald Vor-Alarm gegeben wurde, strömten fast alle dorthin, weil kaum jemand noch den privaten Luftschutzkellern vertraute.

Die Menschen im Ruhrgebiet haben sich in diesen Jahren viel gefallen lassen müssen - und hielten entsprechend zusammen. Wenn nichts mehr half, zogen sie sich auf sich selbst zurück, in eine Art „Bunker-Mentalität“: auf einer Bank hockend, die Ellbogen auf den Knien, den Hals zwischen den Schultern, den Kopf zwischen den Händen und - warten. Es wurde vieles in stummer Ergebenheit hingenommen.

Wie auch früher schon in Zeiten der Bedrohung blühte in der Katholischen Kirche mit der Zunahme der Kirchenverfolgung die Marienfrömmigkeit. Ein in den letzten Kriegsjahren sehr beliebtes und häufig, vor allem am Ende von Gottesdiensten und Andachten, gesungenes Lied hatte diesen Wortlaut: „*Breit um uns deinen Mantel / Schirmherrin Du im Sturm / Du dreimal Wunderbare / Geheimnisvoller Turm / Du Leuchtturm im Weltenmeere / Du bleibst in den Stürmen stehn / wirst über die Zeiten siegen / wir werden nicht untergehn!*“ - Ungeachtet aller Vorbehalte gegenüber der literarischen wie theologischen Qualität, ist der Text ein sehr aufschlussreiches Zeit-Dokument und gehört daher überliefert.

Im September 1945 wurde unser Vater Leiter des Gymnasium Petrinum in Recklinghausen. Ab da und bis zu seiner Pensionierung im März 1953 hatte er viel zu tun. Mit hoher Disziplin und mit Hilfe seines Sekretärs, des „Kanzlisten“ Wrede, bewältigte er die Leitung der Schule und ab 1947 auch die Gründung und Leitung des Studienseminars. Außerdem gründete er 1946 den „Klausener-Bund“ als „Eine Gesellschaft zur Pflege christlicher Weltanschauung“ und organisierte deren Veranstaltungen. Unsere Mutter hielt ihm in dieser Zeit den Rücken frei, indem sie für die einigermaßen ausreichende Ernährung der Familie sorgte - das war bis Anfang 1949 eine logistische Meisterleistung - und indem sie sich um die inner-familiären Erziehungsprobleme kümmerte. Immerhin stolperten in diesen Jahren ihre drei Söhne hintereinander durch das schwierige Alter zwischen 12 und 22.

Das nachfolgende Bild ist 1947 entstanden.

Unsere Mutter war es, auf deren Initiative hin unser Vater über drei Jahre den Deutschunterricht in jener Oberstufenklasse übernahm, der seine beiden älteren Söhne angehörten. Dafür gebührt unseren Eltern große Dankbarkeit. Die Quadratur der Doppelrollen (Vater und Lehrer /Sohn und Schüler) war allerdings nicht immer ganz leicht, und zwar für alle Beteiligten. Eine Maxime, die er schon sehr früh an seine Söhne weitergereicht hat, lautete: „Auch der Anschein der Korrektheit muss noch gewahrt werden!“ Entsprechend verfuhr er mit uns. Er nahm uns beide härter dran als die anderen. Aber es erfüllte sich, worauf unsere Mutter gehofft hatte: Wie die meisten seiner früheren Schüler, lernten wir bei ihm die fehlerfreie Verwendung des Konjunktivs in der abhängigen Rede, die Kunst der Disposition von Erörterungen und Gutachten und, beim Umgang mit literarischen Texten, die Reflexion des Hör-Erlebnisses und des Lese-Erlebnisses. Heute heißt das „der rezeptionsästhetische Ansatz“ und gilt als eine der effektivsten Methoden der Texterschließung.Er trug ein Gedicht vor, nahm dann die Brille ab, forderte: „Nun sagt etwas“, und schwieg uns an, bis die Reflexion des Hörerlebnisses einsetzte. Unvergessen: sein „Pidder Lüng“, „Die Füße im Feuer“, „Der römische Brunnen“ und „Lass, o Welt, o lass mich sein!“ ...

Nehmt die Worte wörtlich!“, war seine Devise. Für grammatikalische Spezialitäten hatte er viele einprägsame Merkhilfen parat. Wo andere sich zum Beispiel mit dem „dreistöckigen Hausbesitzer“ behelfen, war sein unvergessbares Parade-Beispiel die „Warme-Würstchen-Frau“. Wer je bei ihm Unterricht hatte, bekommt beim Anhören gängiger Formulierungen wie „Kognitiver Fähigkeits-Test (KFT)“ oder „Erneuerbares Energien-Gesetz“ schlichtweg Pickel auf dem Trommelfell.

Als ich nach dem Abitur mir erst einmal die Welt ansehen und längere Zeit durch Europa trampen wollte, war der Vater gegenüber meiner Entschlossenheit zum Ausbruch machtlos. Es war die Mutter, die mich herunterhandelte. Ergebnis: „In den Semester-Ferien kannst du machen, was du willst. Aber auf jeden Fall beginnst du zu studieren. Studiengebühren und Geld für die Oberbekleidung werden auf dem Bau verdient!“ Am Ende war sie fast ein wenig stolz, dass ich bei meinen Fahrten durch Deutschland, Italien und Frankreich - immer allein und mit Autostop - in insgesamt mehr als 30 Wochen erheblich mehr als 30.000 Kilometer hinter mich brachte. Sie erinnerte sich wohl an ihren „Klabaster-Verein“ und ertrug meine „Ausflüge“ mit bemerkenswertem Langmut. Der Vater hingegen reaktivierte eine alte Familien-Sage, der zufolge einer seiner Vorfahren unter dem Prinzen von Eugen desertiert, mit einer ungarischen Prinzessin durch die Donau geschwommen und dann im Sauerland untergetaucht sei. Auf diese Weise erklärte er meinen Hang

zum Vaganten-Dasein. Nach einer anderen ebenso glaubwürdigen Tradition war es eine Sintiza. Dass seine äußere Erscheinung - wie auch die seiner Schwester Gertrud - der einen wie der anderen Version eine unübersehbare Plausibilität verlieh, bereitete ihm großes Vergnügen.

Wegen ihrer Sachkompetenz und ihrer Begabung für die „Analyse potentieller Probleme“ wurde unsere Mutter nach Kriegsende in den Gesundheitsausschuss und in den Schulausschuss berufen und war in diesen Gremien längere Zeit engagiert tätig. Die 1967 von den Mitscherlichs empfohlene „Einfühlende Voraus-sicht“ war ein nicht weiter reflektierter Bestandteil ihres Naturells, eben eine hohe Begabung zu teilnehmender Rollentausch-Fantasie. Sie wurde oft um Rat gefragt.

Für Interventionsscheu kannte sie noch nicht einmal das Wort. Wo es ihr als notwendig erschien, mischte sie sich ein: Am Altstadtmarkt hatte eines der großen Warenhäuser 1954 zur Karnevals-Zeit sehr waghalsig dekoriert: Eine Schaufenster-Puppe war dort zu sehen, in hautengem, grünem Trikot, mit einer Katzen-Maske, langem Schweif - und entsprechend lasziv positioniert. Unsere Mutter empfand das als eine Reduktion, lange bevor eine spätere Generation von Frauen für ähnliche Vorgänge die passenden Parolen parat hatte. Für sie galt auch hier: „Häresien entstehen durch die Überbetonung von einzelnen Teilen einer Anschauung.“ Sie drang vor bis zur Geschäftsleitung. Am anderen Tage war die Katze weg.

Im April 1953 hätte unser Vater in den „Ruhestand“ gehen können, aber da kamen wir älteren Söhne gerade ins 5. Semester. Als dann unser Bruder Peter 1955 (fristgerecht) sein Abitur machte, hatten auch unsere Eltern drei studierende Kinder zu versorgen. Bis 1958 unterrichtete der Vater deshalb Griechisch, Latein und Deutsch in Internaten des Bistums Münster. Die Mutter war in diesen Jahren die Woche über wieder ohne ihn allein im Haus, wie zwischen 1943 und 1945.

Ob sie je viel an unserem Vater hat verändern können, weiß ich nicht. Ich bin noch nicht einmal sicher, ob sie das gewollt hat. Nur eines hat sie ihm schon sehr früh, 1928, beibringen können: Dass er morgens vor Verlassen des Hauses seine starken, pechschwarzen Augenbrauen bürsten solle. Bei einer Borsten-Durchschnittslänge von mehr als zwei Zentimetern war das sehr wohl angebracht.

Er konnte mit Getöse aus der Haut fahren und verfügte über einen großen Vorrat treffender Formulierungen, mit denen er sehr eindrucksvoll sein Missfallen zum Ausdruck bringen konnte. Und sie ihrerseits hätte ihn ohne größere Anstrengung emotional aushungern können. Gleichwohl ist es zwischen den beiden nie laut geworden: kein Hadern, kein Nachsetzen, keine Gereiztheiten, auch nicht das, was im Münsterland „Stille Messe“ genannt wird: die anhaltende Verweigerung jeder Kommunikation. Der „Kampf der Geschlechter“ fand nicht statt. Sie wussten, was sie aneinander hatten, und sind miteinander und mit der ihnen verfügbaren Zeit stets sehr pfleglich umgegangen.

Mit einer Körperlänge von 1,88 sowie entsprechender Schulterbreite und Übergröße bei Schuhen, Handschuhen und Hut-Nummern war er zweifellos von beiden die imposantere Erscheinung und konnte das - nicht immer ohne Vorsatz - sehr effektiv ins Spiel bringen.

Doch sie war die Stärkere, und das wusste sie auch. Aber sie hat ihn das nie spüren - und andere Leute nie ahnen lassen. Nur ein einziges Mal ist ihr da etwas passiert: Es war im Juli 1954, am Tag ihrer Silberhochzeit. Nach dem festlichen Mittagessen standen die Gäste im Kreis auf dem Rasen hinter unserem Haus.

Einige der Damen hatten noch die Mokka-Tasse auf der Hand, einige der Herren die Festtags-Zigarre zwischen den Fingern. Sie, im schwarzen langen Kleid, lehnte den Kopf festselig an die breite Schulter unseres Vaters, hob die blauen Augen zum blauen Himmel und sinnierte - ohne jeden Anlass - laut in die Runde: „Ach“, sagte sie, „ich habe einmal gehört, es pflanzt sich in einer Ehe jenes Geschlecht bevorzugt fort, welches die größere Mühe hat, sich in der Ehe durchzusetzen!“

Sie sprach, wie immer, mit klarer Stimme. Aber was sie da sagte, kam so unerwartet, dass niemand die Hintergründigkeit auch nur im Ansatz registrierte. Wir, die drei Söhne, verließen umgehend und unauffällig das Blickfeld der Festtagsgäste.

Lange nach seiner Pensionierung, zwischen 1960 und 1965, standen mein Vater und ich am Fenster und schauten in den Garten.

Plötzlich sagte er: „Wenn ich es noch einmal zu tun hätte, ich würde alles wieder genau so machen. Nur milder, viel milder!“

Dieses Bekenntnis war gleichzeitig ein Bekenntnis zu seiner Frau,

der Frau im Hintergrund.

1971 sind sie, kurz hintereinander, gestorben, erst er, dann sie.

Überarbeitete Fassung eines Textes, der 2004 in der Festschrift
„175 Jahre Abitur am Gymnasium Petrinum Recklinghausen" veröffentlicht wurde.